Volker Gerhardt

„Das Spiel der Mächtigen“

Kritische Anmerkung zum Motto eines Festspielsommers

Vortrag in Salzburg
Festspiel-Dialoge 2009
20. August 2009

1. *Das Spiel mit der Zukunft.* Irgendetwas stört mich am Motto der diesjährigen Festspiele. Die Rede vom *Spiel der Mächtigen* ist mir unbehaglich, obgleich ich selbst, weiß Gott, nicht zu den Mächtigen gehöre und mich durch das Ressentiment, das aus dem Motto herauszuhören ist, nicht angegriffen fühlen muss.

Die Titelbegriffe „Spiel“ und „Macht“ können es für sich genommen nicht sein, denn beide bezeichnen bedeutende Phänomene der menschlichen Kultur, und beide werden gemeinhin unterschätzt. Natürlich versäumen es die Pädagogen nicht, zu betonen, wie wichtig das Spiel zur freien Entfaltung der menschlichen Kräfte ist. Gelegentlich erinnert auch ein Kulturtheoretiker an Schillers große Einsicht, der zufolge der Mensch „erst dort ganz Mensch ist, wo er spielt“.

Daran halten wir fest, so sehr die Verhaltensbiologen auch betonen mögen, dass nicht nur Hund und Katze, sondern selbst die Rattenjungen spielen. Für alle höher entwickelten Tiere gilt, dass sie ohne Spiel nicht das werden können, was sie sind. Im Unterschied zum Menschen aber hat das Spiel bei den Tieren seine Zeit. Es ist die Zeit der ersten Monate oder Wochen, die Phase der Erprobung und der Selbsterkundung, die Periode der Einübung fester Verhaltensweisen und der Vorbereitung auf die Ernstfälle des Lebens.

Beim Menschen dauert diese Zeit bekanntlich sehr viel länger. Im Schutzraum der Kultur dehnt sie sich bekanntlich immer weiter aus. Lag sie in der frühen Steinzeit vermutlich bei acht bis zehn Jahren, hatte sie sich an deren Ende bereits auf etwa zwölf Lebensjahre ausgeweitet. Die amtliche Zäsur liegt heute bei achtzehn Jahren, hat tatsächlich aber, und dies insbesondere beim akademischen Nachwuchs, die Marke von fünfundzwanzig Jahren längst überschritten.

Das muss deshalb kein alarmierendes Zeichen sein, weil die Zeit des Spiels beim Menschen ohnehin nicht auf die seiner Kindheit und Jugend beschränkt ist. Der Mensch bleibt sein ganzes Leben auf das Spiel angewiesen. Zwar sind die Antizipationen der durchschnittlichen Herausforderungen des Lebens naturgemäß auf die frühen Phasen des Daseins beschränkt. Aber wenn die technischen

und die sozialen Innovationen sich weiterhin so rasch überbieten, muss sich auch der Siebzigjährige noch auf eine neue Software seines PC umstellen; und das geschieht am besten dadurch, dass er die neuen Möglichkeiten spielerisch erprobt.

Beim Menschen hat das Spiel jedoch noch eine zusätzliche Funktion, die weit über die individuelle Anpassung an die Erfordernisse des kulturellen Lebens hinausgehen: Er hat sich überhaupt auf das Kommende, das nur ihm als Zukunft bewusst ist, einzustellen. Er weiß, *dass* sie kommt, nicht aber, *was* sie bringt. Damit muss er fertig werden. Es ist das Spiel, das ihn dazu in einer seinen Ansprüchen gewachsenen Form befähigt. In ihm lernt er kreativ mit seiner offenen Zukunft umzugehen. Das Spiel erlaubt ihm, angesichts der mit zahllosen Erwartungen und Hoffnungen, aber auch mit lähmenden Ängsten besetzten Zukunft produktiv zu sein. Es reißt ihn aus dem bangen Warten heraus, bringt das endlose Spekulieren zu einer sinnfälligen, ihn ganz erfüllenden Bewegung, nicht selten auch zu einem ihn und Andere begeisternden Ertrag und bewahrt zugleich vor dem sturen Weitermachen.

Spiel ist das selbsttätige Erzeugen von Sinn aus dem lustvollen Einsatz eigener Kräfte. Er befriedigt verheißungsvoll, bietet einen Genuss, der den Augenblick auch deshalb so vollkommen erfüllen kann, weil er in ihm selber Dauer verspricht und somit momentane Zuversicht für das Ungewisse gibt.

Die Sinnproduktion durch das Spiel kann im Sport, im Tanz, im Musizieren oder im Rätsellösen unmittelbar erfahren werden. Zur vollen Entfaltung kommt sie in der gestaltenden Leistung der Kunst und im Erleben ihrer das Unmögliche bewältigenden Perfektion. Durch sie macht sich eine Gesellschaft zukunftsfähig. Sie lässt das Neue nicht tatenlos auf sich zukommen, sondern erschafft es sich selbst, ohne sich dabei auf eine bestimmte Aussage festlegen zu müssen.

Das Spiel ist nicht nur für die jungen Menschen essenziell, sondern es bleibt für den reifen wie für den alten Menschen unverzichtbar. Alle halten sich dadurch – im anspruchsvollen Sinn des Wortes – *lebensfähig*. Das erklärt, warum auch eine sogenannte „Arbeitsgesellschaft“ nicht auf das Spiel verzichten kann. Je mehr wir arbeiten, umso dringlicher ist es, an die Leistung des Spiels zu erinnern.

Allerdings braucht sich der Spieltheoretiker in unseren Breiten nicht allzu wichtig zu nehmen. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele Festspiele mit klassischer Musik es jeden Sommer allein in Europa gibt, kann er zutiefst befriedigt sein, dass Millionen seine Botschaft verstanden haben, bevor er sie ausgesprochen hat. In Salzburg oder Bayreuth, in Bregenz oder Aix en Provence, in Glyndenborne, Torre del Lago, Edinburgh, Verona, München, Schwetzingen, Ludwigsburg, Worms, Ansbach, Arolsen, Herrenchiemsee, Goslar oder Schleswig-

Holstein – überall versuchen Menschen mit nicht geringem finanziellen Aufwand – so zwanglos, wie man sich in der Freizeit gibt, und irgendwie spielerisch – „ganz Mensch“ zu sein.

Wenn man dann noch hinzufügt, welch beachtliche philosophische Tradition der Spielbegriff bereits in der Antike hat und dass wir uns eine fundierte Theorie der Kunst ohne das freie Spiel der Phantasie gar nicht denken können, kann mein Widerstreben gegen das Motto nichts mit dem Spielbegriff zu tun haben. Was immer die Mächtigen tun mögen: Wenn sie wirklich spielen kann es so verkehrt nicht sein.

2. *Macht zur Sicherung der Zukunft*. Beim Begriff der Macht ist das nicht anders: Er ist mir lieb, wenn er zur Sprache kommt. Zwar steht das Phänomen der Macht kulturtheoretisch nicht so hoch im Kurs wie das des Spiels, aber niemand wird bestreiten, dass die Macht ein gesellschaftlicher Tatbestand ist, über den man nicht so einfach hinweg sehen kann. Im Gegenteil: Es dürfte keine andere gesellschaftliche Wirkungsgröße geben, die auch nur annähernd so gewichtig ist wie die Macht. Und gemessen an ihrer Bedeutung für den Umgang der Menschen miteinander, muss man eingestehen, dass sie vergleichweise wenig Aufmerksamkeit gefunden hat.

Lange Zeit galt sie als eines jener Phänomene, die jeder kennt und über die man deshalb nicht viel sagen muss. Seit Jahrhunderten, eigentlich seit zweieinhalb Jahrtausenden hielt man sie für eine Grundbedingung der Politik, die immer irgendwie gegeben sein muss, damit sich menschliche Gemeinschaften mit Aussicht auf Dauer organisieren. Statt ihr selbst auf den Grund zu gehen, erschien es den Theoretikern aber wichtiger zu wissen, *wer* an der Macht ist, *wie* er sie einsetzt und *mit wem* er sie teilt. Von Interesse war, *wer* Zugang zur Macht hat, *welche* Vor- und Nachteile sie jemandem bringt, und *wie* man ihr notfalls entkommt.

Die politischen Denker suchten schon in der Antike nach Wegen, die jeweils herrschende Macht durch die Tugend der Gerechtigkeit zu mäßigen, und mit Beginn der Neuzeit drehte sich alles um die Frage der Legitimation der Macht. Die politische Zentralmacht des heran wachsenden Nationalstaats sollte an Gründe gebunden werden, die von einer freilich viel zu oft vergessenen Macht eingefordert wurden. An diese Macht haben vermutlich auch die Stichwortgeber des diesjährigen Salzburger Mottos nicht gedacht: nämlich an die *Macht des Individuums*, das im Namen seiner Freiheit, Gleichheit und Unverletzlichkeit die Herrschenden nötigen kann, sich vor ihm, dem einzelnen Bürger zu rechtfertigen. Darauf komme ich zurück.

Zunächst aber ist noch etwas zur Machtvergessenheit des alteuropäischen Denkens und zum Anlass nachzutragen, durch den die theoretische Achtlosigkeit überwunden wurde: In zweitausendfünfhundert Jahren politischer Theorie befasste man sich mit allen möglichen Formen des Machtgebrauchs, suchte Rechte und Pflichten für den Umgang mit ihr festzulegen, dachte darüber nach, ob sie dem Menschen überhaupt zukommt, ob sie ihn überfordert oder verdirbt und in welchem Umfang er sie überhaupt anstreben darf, vergaß aber darüber nachzudenken, woraus sie besteht und was sie eigentlich ist. Jacob Burckhardt, einer kühner Konservativer, der es für möglich hielt, dem Staat die Kultur gegenüber zu stellen, wertete die Macht als „an sich böse" ab.

Erst im 20. Jahrhundert, nachdem ein Philosoph und Bewunderer Burckhardts auch die Macht einer Umwertung unterzogen hatte und die Gemüter mit der Behauptung provozierte, *alles* sei „Wille zur Macht", und nachdem die Soziologen sich genötigt sahen, genauer zu sagen, was man denn eigentlich darunter verstehe, kamen die ersten Definitionen auf: Max Weber, schon früh von den Schriften Nietzsches beeinflusst, nannte Macht „ jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widertreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht". Er grenzte sie von der Disziplin und von der Herrschaft ab und gab den Anstoß zu einer theoretischen Beschäftigung mit ihr, die an keine disziplinären Grenzen gebunden ist.

Viele übersahen dabei das unscheinbare Wörtchen „Chance", mit dem Webers Begriffsbestimmung anhebt. Es trifft den etymologischen Sinn von Macht ziemlich genau. Denn Macht kommt nicht, wie Nietzsche irrtümlich meinte, von „machen", sondern von „Möglichkeit". Zur europäischen Wortgeschichte gehören lateinisch *potentia* und griechisch *dynamis*, so dass wir die Macht in allem wirksam sehen können, wo es um die Eröffnung neuer Handlungs- und Wirkungsmöglichkeiten geht. Auch die „Potenz" ist eine Macht, mit der man mindestens Eindruck zu machen sucht.

Spätestens hier zeigt sich die Parallele zum Spiel, denn, stärker noch als das Spiel, ist auch die Macht auf Zukunft bezogen. Während man beim Spiel immer sagen kann, dass es einen Effekt für die Zukunft haben kann, ist sein hervorstechendes Merkmal, dass es sich – als Spiel – ganz und gar in der Gegenwart erfüllt. Bei der Macht ist es, wenn ich so sagen darf, umgekehrt: Sie hat ihre Voraussetzungen in der Gegenwart; sie muss *jetzt* über Kräfte gebieten, muss über wirksame Drohungen, effektvolle Gesten der Einschüchterung oder der Verheißung verfügen. Aber ob alles dies tatsächlich wirksam ist, kann sich erst entscheiden, wenn die Mittel tatsächlich zum Einsatz kommen. Ob sie die Chance, die sie ist, wirklich wahrt, zeigt sich immer erst im Nachhinein. Macht ist reale Möglichkeit, deren Realisierung sich in der Zukunft erweist.

Aus dieser Not wird im Fall der Macht ihre Tugend: Sie begreift sich als faktisch gegebene Möglichkeit, über die man die Unwägbarkeiten des Kommenden einschränken und damit die Zukunft auf die Bedingungen des eigenen Willens festlegen kann. Wer die Macht hat, ist zwar gegen Schicksalsschläge nicht gefeit, kann aber mit den kleineren und mittleren Störungen gelassen umgehen, weil er für deren Beseitigung, für Abhilfe oder Entschädigung sorgen kann. Hier gibt die Macht eine Sicherheit, die mit der des Geldes vergleichbar ist. Man kann sie nutzen, um für die Zukunft vorzubeugen.

Man erkennt freilich sofort, dass die Macht ihre Zukunftssicherung mit eher konservativen Mitteln betreibt. Sie setzt auf die Erfahrung und rechnet mit den Möglichkeiten, die sie kennt. Das Spiel hingegen verbleibt mit seinen Aktivitäten in der Gegenwart, hält sich eben damit jedoch für alles offen, was neue Herausforderungen bietet.

Mit diesen und anderen Fragen habe ich mich vor Jahren beschäftigt, und ich halte sie noch immer für interessant. Also kann es mir nicht unlieb sein, wenn die Macht im diesjährigen Motto der Salzburger Festspiele eine prominente Rolle spielt. Folglich kann es auch am Begriff der Macht nicht liegen, wenn mir das Motto Unbehagen macht. Ich werde den Verdacht nicht los, dass hier jemand von sich ablenken möchte, um auf erschlichene Weise selbst zur Geltung zu kommen.

3. *Das Spiel der Mächtigen – light* . Was also ist es, das mich stört? Es ist die Berechnung auf einen kritischen Mitnahmeeffekt, der in der Krise so trivial wie wohlfeil ist, der Andere beschämen und den Sprechern ein gutes Gewissen machen soll. Es ist, mit einem Wort, das Ressentiment, mit dem man auf Zustimmung bei den kritischen Kritikern rechnet, während man offenbar darauf setzt, dass die Kritisierten es nicht so ernst nehmen werden. Eben damit aber desavouiert man sich selbst und treibt mit einem weder ernst gemeinten noch ernst zu nehmenden Motto nur selbst das Spiel der Mächtigen, zu denen man tatsächlich ja gehört.

Wer sind die „Mächtigen“, von denen hier gesprochen wird? Sind es die Bosse und Banker die man vorführen möchte? Ist es die sogenannte politische Klasse, der man vorhält, dass sie nicht mit dem nötigen Ernst bei der Sache ist? Sind es die Superreichen, die gar nicht mehr arbeiten müssen und denen notwendigerweise alles zum Spiel gerät? Oder möchte man nur an den verblichenen Feudaladel erinnern, dem hier in Salzburg schon Mozart davon gelaufen ist und dem die meisten der hier gern gespielten Opern ihren Stoff, nicht selten auch ihre Entstehung verdanken?

Mag sein, dass der Spruch, der ja im Herbst 2008, auf dem ersten Tiefpunkt der Wirtschaftkrise ausgewählt worden sein dürfte, diese Bedeutungen hat. Das Dumme ist nur, dass er, sollte er gesellschaftskritisch gemeint sein, ausgerechnet die Mächtigen ins Visier nimmt, denen das Festival seine Existenz und seine Subsidien verdankt. Von wem stammt die Architektur, der die Stadt und das Festspielhaus ihren Reiz verdanken? Vom alten Adel. Wer beschließt über die öffentlichen Zuschüsse? Die Politiker. Wer steht bei den Sponsoren in der ersten Reihe? Die Bosse und Banker. Wer gibt durch seine Präsenz dem Festival den Glanz, der nicht wenige andere Besucher anlockt? Die Superreichen.

Mindestens sie müssen gemeint sein, wenn von den „Mächtigen" die Rede ist. Und an ihnen hält man sich schadlos, wenn man unterstellt, dass sie ihre „Spiele" spielen. Der Volksmund würde vermutlich noch ein wenig deutlicher von den „Spiel*chen* der Mächtigen" sprechen. Da weiß man sofort, was davon zu halten ist: Die mächtigen Herrschaften sind nur mit ihren eigenen Belangen befasst und kümmern sich nicht um die Folgen für die Menge. Dem Spiel der Mächtigen steht das freudlose, jedem Spiel entfremdete Dasein der Machtlosen gegenüber.

Aber welches Recht hätte die Festspielleitung, die das Motto ausgesucht hat, für die Ohnmächtigen zu sprechen? Nicht genug, das sie selbst auf das Engste mit den Machthabern der genannten Art verbunden ist; sie muss doch wohl selbst zu den Mächtigen gerechnet werden. Denn ihr gelingt es, Tausende von Menschen zu beschäftigen, Jahr für Jahr Hunderttausende von Gästen in Bewegung zu setzen, einer Region zu anhaltendem Wohlstand zu verhelfen und in den Zeitungen der Welt die Feuilletons und die Klatschspalten zu füllen. Ja, ihre Macht ist so opulent, dass man nicht ausschließen kann, die Organisatoren meinen vielleicht gar nicht jene, die in Industrie- und Finanzplätzen die ominösen Schalthebel der Macht bedienen, sondern sie denken von vornherein an sich selbst und wollen mit dem Motto auf ihre eigenes Spielen um Macht und Einfluss bei den Festspielen aufmerksam machen. Dafür hätte ich volles Verständnis, denn genau das soll ein Motto ja erreichen: Werbung für sich selbst.

Ein Problem dieser Deutung ist allerdings der offenkundig kritische Impetus des Mottos. Selbstkritik im Werbespruch ist zwar die Spezialität besonders kreativer Agenturen. Aber dann müssen zumindest durchblicken lassen, um was es geht. Die Selbstkritik der Salzburger Motto-Autoren könnte die undurchsichtigen Personalrochaden auf der Leitungsebene meinen; aber von denen wusste man im Herbst 2008 vielleicht noch nichts.

Was man hingegen wusste, ist, dass die nur zum Schein weit außen stehenden Mächtigen, die Bosse und Banker, die Politiker und die Superreichen, nachdrücklich eingebunden sind. Gesteht man selbstkritisch ihre Nähe ein, kann man auch zugeben, dass die Salzburger Festivitäten nicht nur die Festspiele der hier

angestellten, sondern auch die der hier einfliegenden Mächtigen sind. Wenn das der Sinn des Mottos sein sollte, darf man vermuten, dass so weit selbst der böswilligste Kritiker der Festspiele noch nicht gegangen ist.

Bei diesen Erwägungen kann man es belassen. Sie zeigen zur Genüge, dass man auch im Festspielbetrieb nicht alles haben kann: Die ganze Macht über das Geschehen, die größtmögliche Unterstützung der politischen Macht, großzügige Hilfen von den Mächtigen aus der Wirtschaft, begeisterte Zustimmung von den auch nicht gerade ohnmächtigen Medien, darüber hinaus auch zahlungskräftige Gäste und zugleich die Bewunderung für den Mut, mit dem man auf sie alle pfeift. Wer dies alles auf einmal haben will, der will nichts.

Es ist gut, dass die Kunst sich nicht auf die Wahrheit verpflichten lassen muss. Aber wenn sie Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit aufkommen lässt, gibt sie sich selber auf. Die Kunst darf sich auch nicht genötigt sehen, politische Bekenntnisse abzulegen. Aber wenn sie sich dazu in Konsequenz ihrer ästhetischen Radikalität verpflichtet sieht, dann sollte es, zumindest in einer offenen Gesellschaft, offen geschehen. Wenn sich die Kunst aber kritisch nur gibt, um neben allem, was wir ihr ohnehin verdanken, nun auch noch politische Zinsen von ihren möglichen Gegnern einzustreichen, braucht man erst gar nicht nach der Sache, dann reicht es, nach den Motiven zu fragen. Und die zielen in der Regel nur auf Machtgewinn.

4. *„Die Macht und die Unterdrückung sind freilich kein Spiel*.“ In die Kritik am Wahlspruch für diesen Sommer gehen Mutmaßungen über die Motive der Verantwortlichen ein. Deshalb empfiehlt es sich nachzuprüfen, wie denn der Intendant sein geflügeltes Wort versteht.

In einem inhaltsreichen, virtuos parlierenden Grußwort zum Festspielprogramm erklärt Jürgen Flimm, dass er das Motto von Giorgio Strehler „geliehen“ habe. Strehler hat im Mailand der sechziger Jahre zwei oft wiederholte Shakespeare-Inszenierung unter diesem Titel zur Aufführung gebracht. 1973 hat er sie unter demselben Titel in der Felsenreitschule neu arrangiert und damit, wie Flimm schreibt, einen der größten Festspielerfolge überhaupt errungen. Daran möchte das Motto anschließen.

Flimm (den ich als genialen Theatermann schätze, der mich als politischer Theoretiker aber weniger überzeugt) hat noch einen weiteren Grund, den er den Stoffen, der in diesem Sommer im Programm stehenden Opern entnimmt, vor allem Luigi Nonos *Al grand sole carico d'amore*. Des Weiteren werden die Machenschaften des Grafen in der *Hochzeit des Figaro*, der Freiheitskampf im *Fidelio*, die Revolte in Brechts *Heilige Johanna der Schlachthöfe*, das Leiden in den

Bakchen des Euripides sowie die gegen Stalin komponierte Elfte Symphonie von Schostakowitsch herbei zitiert.

Es kann kein Zweifel sein, dass es in diesen Stücken um schwere Machtkonflikte geht. Die Pharaonen, die Könige, ihre Statthalter und die Geschäftemacher haben die Macht. Sie unterdrücken die Masse des Volkes und lassen ihre Gewalt an exponierten Individuen aus, die es wagen, Widerstand zu leisten. Aus dem Repertoire dieses Sommers wird aber auch *Cosi fan tutte* herangezogen. Darin soll der Philosoph Alfonso als „eitler Besserwisser" der Machthaber sein, der am Ende, wie Flimm schreibt, „tief unglückliche und zerstörte Liebende allein lässt".

Die auf die Inhalte bezogene Begründung für das Motto ist also weit gesteckt. Wenn Alfonso, Almaviva, Pizarro und Pharao Beispiele für das gleiche Machtphänomen sein sollen, hat so gut wie alles Platz. Gleichwohl muss man sich wundern, dass der aufgeklärte Skeptiker Alfonso aus *Cosi* Erwähnung findet. Er ist zwar der einzige, den die Selbstsicherheit der liebesstolzen jungen Männer verführt, ein lehrhaftes Spiel mit ihnen zu spielen. Ob aber die von ihm plaudernd zum Einsatz gebrachte intellektuelle Macht mit dem Furor jener zusammenstimmt, die Theodora und Didymus in den Märtyrertod treiben, muss bezweifelt werden. Fraglich ist auch, ob das Verwirrspiel, das Mozarts aufgeklärter Philosoph inszeniert, tatsächlich in Zerrüttung endet. Immerhin lässt Mozart die Liebe siegen. Anmerken muss man ferner, dass die Spiele des Mächtigen in *Figaros Hochzeit* durch das Gegenspiel des Mannes aus dem Volk höchst erfolgreich durchkreuzt werden.

In allen anderen von Flimm erwähnten Fällen kann hingegen nur von blutigem Ernst die Rede sein. Er schreibt es ja selbst: „Die Macht und die Unterdrückung sind freilich kein Spiel – und Machtmissbrauch keine Tändelei." Wenn das aber seine Ansicht ist, hat das Motto seinen Sinn verloren. Warum mutet der plaudernde Intendant uns dennoch zu, das Gegenteil anzunehmen? Ich habe selten einen Text gelesen, in dem ein Autor sich so offenkundig in Widerspruch zu seiner These setzt, und trotzdem bei ihr bleibt.

Dennoch kann man den Eindruck haben, der Titel „Die Spiele der Mächtigen" seien ganz auf den dramatischen Inhalt bezogen. Da wird man nicht kleinlich sein, wenn der Theatermann zur Beschreibung der Grundkonstellation der geschilderten Konflikte eine wissenschaftlich ziemlich veraltete Klassentheorie bemüht: Es gehe, so nimmt er eine auf Strehler gemünzte Formulierung auf, um das „Parallelogramm der Macht" – „um das Spannungsfeld von Adel und Volk". Mit Blick auf Mozart mag das ja richtig sein, auch wenn es natürlich viel zu wenig ist. Aber kann man so über Staaten reden, in denen die Macht vom Volk ausgeht und der Adel bestenfalls eine Zierde ist?

Wenn es bei den beiden skizzierten Gründen bliebe, könnte ich meinen Argwohn zwar bestätigt sehen, müsste aber meine Kritik an den aktuellen Bezügen des Motto revidieren. Doch das Grußwort hat noch einen Schluss. Und da heißt es: „Warum wohl so ernst dieses Jahr im schönen, sommerlichen Salzburg, mag sich mancher von Ihnen fragen. Als wir dieses Programm konzipierten, wussten wir freilich noch nichts von den radikalen Verwerfungen der globalen Finanzmärkte, die viele Menschen ins Elend stürzen – wir wussten nichts von diesen Katastrophen, von der Renaissance staatlichen Dirigismus."

Da haben wir sie also doch, die Kalkulation auf die Krise, die gewiss nicht für das Programm, umso mehr aber für das aufgesetzte Motto gilt, für das man sich ja erst im Herbst 2008 entscheiden musste. Die apostrophierte Krise soll hier gleich zwei Gesichter haben: den Zusammenbruch der Kreditsysteme und der Versuch der Staaten, ihn aufzuhalten. Was dem einen seine „Katastrophe" ist, ist dem Andren seine „Renaissance". Beides scheint für Flimm gleich schlimm zu sein. Und für beide Fälle sollen die Spiele der Macht exemplarisch verstanden werden. Das schlägt dem Fass denn doch die Krone ins Gesicht.

5. *Geist und Macht*. Spiel und Macht sind viel zu wichtig, als das man sich vom Nachdenken über ihren Zusammenhang zu lange durch ein missglücktes Motto aufhalten lassen sollte. Deshalb nehme ich die Verbindung der beiden Begriffe zum Anlass, wenigstens anzudeuten, was sie mit der Kritik der Gesellschaft zu tun haben. Die Kunst mag dazu das Stichwort geben:

Kunst ist, wenn wir Nietzsche, Kant oder Platon folgen, ein Spiel mit Möglichkeit. Da wir „Möglichkeit" mit „Macht" übersetzen dürfen (sofern von wahrhaft gegebenen, realen Möglichkeiten die Rede ist) können wir die Kunst auch als ein Spiel mit dem bezeichnen, was man *wirklich kann*. Große Kunst wie wir sie den Meistern ihres Fachs verdanken, ist ein Spiel der wahrhaft Mächtigen. Hier spielt ein seiner Sinne und seiner Gestaltungskräfte Mächtiger mit Möglichkeiten, die den Raum des menschlichen Erlebens insgesamt erweitern. Die Macht des Künstlers ist nicht nur die über das Material. Wenn es ihm mit seinem Stoff gelingt, neue Formen zu erproben, dann gewinnt er Macht über alle Gemüter der Menschen, die er zu beleben und zu begeistern vermag. Es ist eine Macht, die, wie wir wissen, über Jahrhunderte und Jahrtausende zu wirken vermag, und die Menschen immer neu in ihren Bann schlagen kann, obgleich die politischen Machthaber längst vergessen sind. Es ist dies eine Macht, die für die Zukunftssicherung des Menschen ungleich wichtiger ist, als der Kampf um Prozentanteile im Parteienstaat oder um Kursgewinne an den Börsen. Die Kunst, die mit ihr verschwisterte Wissenschaft und die aus dem welt- und menschenkundigen Umgang mit ihren folgende Bildung sind die eigentlichen Potenziale der Zivilisation. Was ist, im Ganzen der Kultur gesehen, die Macht des Fürstbischofs von Salzburg gegen die Macht des von im drangsalierten Mozart? Wer spricht, von

den Historikern abgesehen, noch von Joseph II., so bedeutend er als aufgeklärter Herrscher auch gewesen ist?

Kunst als das Spiel der wahrhaft Mächtigen – angesichts des schlechten Rufs, in dem die Macht durchschnittlich steht, ist das eine vermutlich höchst befremdliche Definition. Wenn man jedoch im Bewusstsein hält, das Macht und Spiel zwei Phänomene sind, die in einer sich ergänzenden, ja, sich wechselseitig benötigenden und herausfordernden Weise die Zukunft angehen, lässt sie sich verständlich machen. Das kann durch eine ergänzende Betrachtung über die Macht leichter fallen:

Das breite Bedeutungsspektrum des Wortes Macht ist ein Indiz dafür, dass es nicht nur um den Einsatz physischer Kräfte geht. Der soziale Gebrauch physischer Mittel ist die Domäne der Gewalt, die den Willen von Menschen zu brechen sucht. Da aber Gewalt auf die Furcht und den Schmerz des Opfers berechnet ist, kann sie nicht zu den rein physischen Phänomenen gerechnet werden. Sie setzt Empfindungen voraus und zielt am Ende auf die Einsicht des Gequälten, der sich ihr widerstandslos fügen soll. Erreicht sie ihren Zweck, ist sie äußerlich von der Machtausübung im üblichen Sinn kaum zu unterscheiden.

Für die Macht ist Gewalt in der Regel nur das äußerste Mittel. Im Einzelfall muss sie nicht auf Gewalt gegründet sein, und sie kann sich den Einsatz physischen Zwangs sogar verbieten. Man muss aber gegenüber jenen, die Gewalt und Macht gänzlich von einander trennen wollen, darauf bestehen, dass Macht von Menschen über Menschen stets mit den Grenzwerten des Lebens rechnet: mit der Sterblichkeit, der Bedürftigkeit und der Verletzlichkeit der Individuen. Die Chance eines Mächtigen, das Widerstreben einer Person zu überwinden, ist nur im Bewusstsein dieser Elementarbedingungen des Lebendigen gegeben. Oft hängt es bloß von der Vorstellungskraft, nicht selten auch von der Selbsterkenntnis des Opfers ab, ob die Macht sich genötigt sieht, gewalttätig zu werden und direkten Zwang auszuüben. Sie bliebt, wenn sie dies tut, gleichwohl Macht.

Folglich sollte sich kein Theoretiker, der die Macht auf die Drohung, die Verführung oder das Versprechen beschränken möchte, in die Schwierigkeit bringen, sie mit dem Übergang zur Folter oder zum Terror nur deshalb als nicht zuständig zu begreifen, weil sie sich plötzlich in Gewalt verwandelt hat. Man muss sich vielmehr eingestehen, dass jede Macht in Grenzlagen Gewalt einschließen kann.

Diese Klarstellung ist nötig, weil es unter Theoretikern die Neigung gibt, die Macht in Kommunikationsprozesse aufzulösen. Daran ist richtig, dass Macht viel mit Austausch und Verständigung zu tun hat, und darin steht sie dem Geist viel näher als viele meinen. Trotzdem lauert der Einsatz physischer Mittel alle-

mal im Hintergrund und man muss es für möglich halten, dass sie spätestens im Fall ihrer eigenen Gefährdung in Gewalt umschlägt.

Wie aber ist die Nähe der Macht zum Geist zu verstehen? Vornehmlich dadurch, dass die Macht darauf aus ist, die verlässlichsten Möglichkeiten zum Einsatz zu bringen, mit denen sie glaubt, über die Zukunft verfügen zu können. Wenn sie ihre Überlegenheit in der Konkurrenz um Handlungsoptionen bewahren möchte, hat sie ihre besten Kräfte zu mobilisieren, um nicht in eine schlechtere Ausgangslage zu geraten. Dabei bleibt der physische Zwang die *ultima ratio*, das äußerste Mittel um in riskanten Situationen zu überstehen.

Aber wenn die Kräfte, denen man Einhalt gebieten muss, um selber an der Macht zu bleiben, gänzlich andere Mittel einsetzen, dann ist man genötigt mitzuhalten. Wenn etwa ein Drogendealer ein Handy jeweils nur einmal benutzt, um beim nächsten Gespräch bereits ein anderes zu verwenden, so dass sich im Kofferraum seines Autos gleich fünfhundert verschiedene Geräte finden, dann ist es mit der Macht der Polizei schlecht bestellt, sollte sie technisch mithalten wollen. Dann braucht sie intelligentere Methoden, um der Kriminalität Herr zu werden. Die iranische Regierung sucht die Opposition mit primitiven Repressalien mundtot zu machen; ist aber genötigt, die aufwändigste Elektronik ins Land zu lassen, um der Raffinesse ihrer wendigen Kritiker gewachsen zu sein. Was sie jetzt noch schützt, wird sie in Kürze verletzlicher machen.

Die Spirale der Macht, die durch die Erfindung immer wirksamerer Waffen, schon die Konkurrenz zwischen den ersten politischen Reichen an Euphrat und Nil bestimmt hat, wird immer dichter und dreht sich immer schneller, je mehr Technik und Wissenschaft für Innovationen sorgen. Zu den militärischen Mitteln sind schon früh die Ökonomie und die Verkehrstechniken hinzugekommen, heute sind es die Medien der Kommunikation, der Entwicklungsstand der Wissenschaften, das Ausbildungsniveau der Bevölkerung, ein lernfähiges Management und kulturelle Vielfalt, die über die Macht eines Landes entscheiden.

An den Vereinigten Staaten konnten wir in den letzten Jahren einen internationalen Machtverfall beobachten, der wesentlich darauf gegründet war, dass ein geistig rückständiger Präsident die Überlegenheit seines Landes allein durch die Präsenz von Militär und Geheimdienst zu sichern versuchte. Kaum ist ein jugendlich wirkender, intellektuell beweglicher, moralisch integer erscheinender Charismatiker im Amt, gewinnt das Land an Glaubwürdigkeit zurück. Ansehen und Anerkennung aber sind für eine Macht unendlich viel wichtiger als physische Stärke. Sie ist für den Geist disponiert. Unter gleich starken Mächten ist die Macht, die zusätzlich über Geist verfügt, unendlich überlegen.

6. *Die Vielfalt der Mächte.* „Die größten Kritiker der Elche, waren früher selber welche.“ Der Reim ist so harmlos und schlicht, dass er eigentlich von jedem Kritiker verstanden werden könnte. Und wenn das eigene Gedächtnis nicht völlig versagt, müsste es ihn auch vorsichtiger machen. Seine Kritik aber kann, wenn sie berechtigt ist, dadurch nur gewinnen.

Es kostet kaum mehr Mühe einzusehen, dass es neben dieser biographischen Rücksicht auch eine aktuell erforderliche Voraussetzung gibt, die jeder Kritiker beachten sollte. Sie ist vor allem dann ernst zu nehmen, wenn man die Macht und die Mächtigen kritisiert: Wenn man wirkungsvoll kritisieren will, braucht man selber Macht, um Gehör zu finden.

Damit soll die Anklage der Ohnmächtigen und Machtlosen nicht unterbunden werden; die sollen sagen, was sie erfahren, und jeder Anteilnehmende hofft, dass sie die Aufmerksamkeit jener finden, die einen Zugang zur Macht der öffentlichen Meinung haben. Es geht auch gar nicht darum, dem Kritiker der Macht sein Handwerk zu erschweren. Er sollte sich nur bewusst machen, dass auch er auf Macht angewiesen ist. Sofern er mit Wirksamkeit rechnet, sofern er versucht, seinen Beitrag zur Entwicklung und zur Steuerung des Kommenden zu leisten, muss er sich selbst als eine Macht (oder als Teil einer Macht) verstehen. Am „Spiel der Mächtigen“ ist er allemal beteiligt.

Diese Behauptung dürfte bei den Kritikern auf die stärksten Widerstände stoßen. „Ich, wie sollte ich, als kleiner Feuilletonredakteur, als Regisseur ohne festes Engagement, als Kabarettist, als von Forschungsgeldern abhängiger Wissenschaftler oder als Intendant über Macht verfügen?“ – so dürfte die übliche Frage lauten. Nach verbreiteter Überzeugung liegt die Macht bei den Militärs oder bei der Mafia, bei der Regierung, bei den Verbänden oder in den Vorstandsetagen der Wirtschaft. Die Mächtigen, das sind die Anderen, mit ihnen kann der Kritiker schon deshalb nichts zu tun haben, weil er sie ja kritisiert. Schließlich gibt es noch Groß-Kritiker, die meinen, die Macht liege im System. Und wenn sie so reden, rechnen sie sich selber nicht dazu.

Vielleicht hilft zur Berichtigung dieses verzeihlichen, aber folgenschweren Missverständnisses ein Seitenblick auf die Machttheorie: Eine Macht gibt es nur, sofern sie sich gegen mindestens eine andere Macht behauptet. Wie bei der physikalischen Kraft, die sich erst zeigt, wenn sie gegen andere Kräfte wirkt, ist auch die soziale Kraft der Macht in einem Feld von Mächten wirksam. Sie wächst, indem sie sich andere Mächte einverleibt, und sie verliert ihre Macht in der Regel an andere Mächte. Das zu sehen ist wichtig, weil es erkennen lässt, dass eine Macht nur groß ist, weil kleinere Mächte es ihr möglich machen. Wer sich beklagt, dass er einer Übermacht unterworfen ist, gesteht zugleich ein, dass er es ihr durch seine Macht erlaubt, derart groß zu werden.

Die Macht, so kann man die Einsicht verschärfen, ist Macht, sofern ihr andere Mächte entgegenstehen. Wenn sie sich als große Macht etabliert, kann sie dies nur, weil sie aus vielen kleinen Mächten besteht. Die kleinste Macht jedoch, zu der wir in der soziologischen Analyse herunterkommen, ist die Handlungsmacht des einzelnen Individuums. Das ist die Macht, über die jeder verfügt, der nicht krank oder eingesperrt ist.

Doch selbst die Ausnahmen gelten nicht ausnahmslos: Man weiß, dass Gefangene eine beachtliche Macht über Wärter und Mitgefangene ausüben können. Die Häftlinge von Stammheim haben die westdeutsche Gesellschaft noch aus dem Hochsicherheitstrakt heraus in Atem gehalten. Und wer wüsste nicht von Kranken, deren Schwäche es ihnen erlaubt, barmungslos über die Gesunden an seinem Krankenbett zu herrschen? Das zu beachten ist wichtig. Denn in der Regel ist die Schwäche der Anderen die größte Quelle der eigenen Macht.

Der wahre Ursprung der Macht aber liegt nirgendwo anders als im über sich selbst verfügende Individuum, das in der Lage ist, seinesgleichen in die Disposition seiner möglichen Wirkungen einzubeziehen. Im Grunde der Macht liegt die geistige Disziplin, mit der man über sich selbst und seine Mittel verfügt. Folglich hat jede Machtkritik, die überzeugend und zugleich wirksam sein will, bei sich selber anzufangen. Und sie hat sich stets zu fragen, welchen Anteil an einer Macht diejenigen haben, die sich ihr fügen oder sie gewähren lassen.

7. *Verrat am Urheber der Macht.* Das politische Selbstverständnis der Gegenwart steht unter der zwar häufig missachteten, aber dennoch von niemandem öffentlich bestrittenen Prämisse, dass alle Macht vom Volk ausgeht. Das Volk aber, so sehen wir es heute, besteht aus menschen- und bürgerrechtlich geschützten Individuen, die durch ihr Wollen und Handeln das erst schaffen, was als Macht über sie und Andere verfügt.

Gesetzt, dass ist im Prinzip auch die Auffassung der Kritiker der Macht, dürfen sie sich nicht auf Worte beschränken, sondern müssen das Ihrige tun, um die Macht zu begrenzen, zu ändern oder abzubauen – auch die Macht, die ihnen entgegensteht. Sie sind sie durch ihre eigene Macht Teil des Geflechts, in welchem eine Macht zu dem werden kann, was sie ist. Jede Macht ist Macht nur in ihrer Relation zu anderen Mächten.

Ziehen wir daraus die politiktheoretische Konsequenz, gelangen wir zum elementaren Vorgang der Partizipation, in dem jeder anerkennt, dass er Teil eines Ganzen ist, das seine Berechtigung allein aus den Vorteilen zieht, die es den Individuen verschafft. Die Machttheorie und die Politiktheorie treffen sich in diesem Ausgangspunkt. Würde er angemessen verstanden, wären alle gedankenlosen Redensarten, die sich auf die „da oben“, auf „die“ Mächtigen oder auf die

„politische Klasse“ beziehen, gegenstandslos. Wir hätten anzuerkennen, dass wir uns in einem *alle* angehenden, aber eben auch von *allen* verantworteten Lebenszusammenhang befinden, in dem jeder vornehmlich *seine* Aufgabe wahrzunehmen hat, dies aber nur kann, indem er auf die der Anderen achtet.

In einem so begriffenen gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang, in dem man sich als Teil in einem auf Gegenseitigkeit beruhenden Ganzen versteht, hat man insbesondere bei grundsätzlicher Kritik möglichst konkret von den Versäumnissen Anderer zu sprechen. Und dabei achte man auf sich selbst! Sofern man selbst ein Bankkonto hat und auf Zinsen rechnet, geht es nicht an, sich pauschal von Finanzmärkten zu distanzieren. Sollte man von staatlichen Geldern leben, ist es mindestens eine Inkonsequenz, eine Katastrophe darin zu sehen, dass der Staat seine Zahlungsfähigkeit zu erhalten sucht. Und wenn man das weltgeschichtlich unwahrscheinliche Glück hat, noch ein paar Jahre von seiner Pension zu leben, während der größere Teil der Menschheit im Kampf um das Nötigste vorzeitig zugrunde geht, sollte man auch vorsichtig sein, sich über die *happy few* der Oberen Zehntausend zu erheben. Wer könnte schwören, dass er es anders machen würde?

Wer überzeugend kritisieren will, hat genau zu sagen, was er fragwürdig findet. Dann hilft kein pauschales Urteil über die gar nicht existierende Statusgruppe der Mächtigen ebenso wenig wie eine wegwerfende Bemerkung über die Lehrer, die Türken oder die Kritiker. Man hat vielmehr die gemeinten Praktiken beim Namen zu nennen und muss begründen, was an den fortgesetzten Bonuszahlungen in bankrotten Geldinstituten, an der Ausschlachtung von Firmen durch ihre eigenen Vorstände, an der nicht mehr auf die Produktion von Gütern, sondern nur noch auf die Konsumption von Gewinnen angelegten Fonds, an der Steuerhinterziehung über Auslandskonten oder an der verbreiteten Korruption, zu der Geber und Nehmer gehören, so empörend ist.

Wer die Konkretion überspringt, der fällt in das alte Rollenspiel der theatralischen Gesellschaftskritik zurück, unterstellt, wie einst der Feudalismus oder die marxistischen Klassentheorie, die Entbehrlichkeit von Teilen eines lebendigen Zusammenhangs, zu dem er selbst gehört, und setzt die Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen außer Kraft. Damit übt er Verrat an der einzigen Instanz, von der eine Besserung der Verhältnisse ausgehen kann. Das ist Verrat am Individuum, dem Ursprung aller Macht und dem Urheber jeder denkbaren Initiative.

Wer hingegen das Individuum als die Quelle der Macht anerkennt, wird das konkrete Beispiel schätzen, das man durch moralische Konsequenz und intellektuelle Redlichkeit zu geben vermag. Er kann wissen, dass er selbst – in seinem eigenen Reden und Handeln – überzeugen muss, wenn er Andere überzeugen will. Und er wird in der Kunst, im ästhetischen Spiel mit den besten menschli-

chen Kräften, die größte Chance erkennen, ein Glück zu finden, das man niemandem aufnötigen kann und gleichwohl jedem wünscht.

Die Kunst ist das Paradigma des zwanglosen Zwangs, in dem man sich zu sich selbst befreit und darin der Menschheit ein Beispiel gibt. Sie ist das Spiel der ihrer selbst Mächtigen. Wer selbst nicht zu den großen Künstlern gehört, kann dazu in aller Bescheidenheit auch „Lebenskunst“ sagen. „Wenn die Macht gnädig wird“, so heißt es in Nietzsches Zarathustra, „und herabsteigt ins Sichtbare: Schönheit nennen ich solches Herabsteigen.“

Salzburg, 19. 8. 2009

© Copyright Volker Gerhardt
Humboldt Universität zu Berlin